

Phönixasche

Von abgemeldet

Kapitel 11: Narben & Nähte

Hallo, liebe alle :)

Ich wollte euch nur ganz kurz mitteilen, dass ich demnächst, vermutlich noch diese Woche, eine One-Shot-Reihe mit Episoden aus Raphaels POV veröffentlichen werde, beginnend mit diesem Kapitel aus seiner Sicht. Wenn ihr Lust habt, könnt ihr dann mal vorbeischaun.

Viel Spaß beim Lesen.

NARBEN & NÄHTE

»Adrian, ich weiß wirklich nicht, was du dir eigentlich dabei gedacht hast. Du weißt—«

»Ja, Mama, ich weiß«, sagte ich genervt und rollte die Augen. Meine Mutter stand vor mir, sie war einen Kopf kleiner als ich, und ihre dunklen Locken umrahmten ihr Gesicht. Sie hatte die Arme vor der Brust verschränkt, ihr Mund war zu einer dünnen Linie verzogen und mir war klar, dass sie mir gerade wahrscheinlich zu gern den Hintern versohlt hätte.

»Du hättest zumindest vorher Bescheid sagen können«, maulte sie mich an, ihr strenger Blick durchbohrte mich. Manchmal konnte ich sie nicht ernst genug nehmen, weil sie den Kopf in den Nacken legen musste, um mich anzusehen, und das amüsierte mich einfach zu sehr. Aber jetzt, jetzt war sie wirklich stinkig mit mir. Und ich kannte meine Mutter gut genug, um zu sagen, dass das gerade nicht nur eine belanglose, kleine Alltagsnichtigkeit war.

»Hättest du dann anders reagiert oder ja gesagt?«, erwiderte ich nur und verschränkte nun meinerseits die Arme vor der Brust. Meine Mutter erwiderte nichts, aber die Antwort lag in ihrem Gesicht. Sie hätte trotzdem nein gesagt. Ich wusste es doch. Deswegen hatte ich auch gar nicht erst angekündigt, dass ich Raphael mitbringen würde über Weihnachten.

Raphael. Ich warf einen Blick über die Schulter und beobachtete ihn, wie er in der Küche saß und sich interessiert umschaute. Wir waren gerade mal vor einer halben

Stunde angekommen, und meine Mutter hatte Raphael zumindest einen Tee angeboten und aufgebrüht, bevor sie mich und sich entschuldigt hatte, um mich wieder einmal in Grund und Boden zu stampfen. Papa war noch beruflich unterwegs und würde erst Morgen wieder zu Hause sein, und Lydia war bereits im Bett. Ich hatte gewusst, worauf ich mich einließ, wenn ich Raphael unangekündigt mitbrachte. Natürlich hatte ich es in Betracht gezogen, meine Eltern vorher einzuweihen, aber da Mama immer sehr pingelig war, was Besuch und Weihnachten (zusammen) anging, hatte ich es doch lieber zu einer Überraschung mutieren lassen. Denn das borg einen Vorteil: Wenn Raphael schon einmal hier war, würde Mama ihn nicht wieder wegschicken, ganz egal, wie sehr es ihr missfiel, dass ein Fremder mit uns Weihnachten feiern würde.

Meine Mutter sah in Weihnachten ein Familienfest und deswegen war sie nicht begeistert, wenn Dritte über die Feiertage hier waren. Jemand, den sie nicht kannte, oder der wirklich nicht zum engsten Kreis der Familie und Freunde gehörte. Dass ich Raphael anschleppte, den sie nun tatsächlich gar nicht kannte, und den sogar selbst ich noch gar nicht so lange zu meinen Freunden zählte, musste für sie wie ein Sprung ins kalte Wasser sein. Ich fühlte mich ein bisschen schlecht, weil ich eigentlich nicht wollte, dass Mama vor allem zu Weihnachten sauer — insbesondere auf mich — war, aber dieses Mal war es unumgänglich.

»Warum feiert er denn nicht mit seiner Familie?«, fragte sie mich dann seufzend und massierte sich mit Daumen und Zeigefinger ihre Nasenwurzel. Ich suchte nach einer Ausrede. Die Wahrheit konnte ich ihr nicht sagen — obwohl sie die schlechte Laune meiner Mutter augenblicklich weggeblasen hätte —, weil Raphael kein Mitleid, keine Samthandschuhe und kleine wehleidigen Blicke wollte. Also musste ich mir etwas ausdenken, was auch nur halbwegs sinnvoll erklärte, weshalb Raphael mitgekommen war.

»Äh ...«, machte ich und suchte fieberhaft nach einer Erklärung. »Er hat schon seit ... ziemlich langer Zeit mehr keinen Kontakt mehr zu seinen Eltern und ... ich dachte, es wäre besser, wenn er über Weihnachten nicht alleine ist, weil ... na ja, du weißt ja ... Weihnachten, das Fest der Liebe und so Zeug halt ...«

Mama sah mich ziemlich skeptisch an. Ich konnte nicht sagen, ob sie mir glaubte, aber zumindest konnte ich nicht sagen, dass ihr eine glatte Lüge aufgetischt hatte, denn dass Raphael keinen Kontakt mehr zu seinen Eltern hatte, das stimmte immerhin auf eine ziemlich ... verquere Art und Weise.

»Aber wäre eben Weihnachten nicht ein Grund—«

»Mama«, fiel ich ihr harsch ins Wort und verdrehte wieder die Augen. »Kannst du dich jetzt bitte wieder einkriegen? Es ist ja nun nicht so, als hätte ich einen völlig Unbekannten ins Haus geholt, okay? Ich fände es wirklich toll, wenn du ihn ganz normal und mit deiner herzlichen Art behandelst, anstatt ihn anzusehen, als würdest du ihn hier nur dulden, weil deine Manieren es dir verbieten, ihn einfach rauszuwerfen. Von mir aus sei sauer auf mich, aber lass das nicht an ihm aus. Ich hab es ihm angeboten, ihn mitzubringen, und er wollte eigentlich nicht. Ich musste ihn regelrecht drängen, also ...«

»Ich würde es begrüßen, wenn du mich das nächste Mal zumindest vorwarnst«, sagte sie schließlich und fuhr sich durchs Haar. Ihr Blick wanderte kurz zu Raphael. Dann seufzte sie kurz und ging wortlos an mir vorbei, zurück in die Küche. Ich nutzte die Zeit, um noch einmal die Augen zu verdrehen, weil sie mich ab jetzt vermutlich permanent mit Seitenhieben und beleidigten Blicken traktieren würde. Dann wandte ich mich ebenfalls um und folgte ihr in die Küche.

Raphael hob den Blick.

»Ich hoffe, der Tee ist gut so?«, sagte meine Mutter mit einem Lächeln an ihn gewandt. Raphael erwiderte ihr Lächeln. Zumindest zeigte meine verehrte Frau Mutter nicht, dass ich sie mal wieder gekonnt zur Weißglut getrieben hatte.

»Ja, danke, Frau Rohlfing«, antwortete er höflich und legte die Hände um den Becher. Er lächelte aufrichtig in ihre Richtung. Meine Mutter wirkte zufrieden, als sie ihre Strickjacke enger um sich zog. Es war schon ziemlich spät, sie war extra aufgeblieben, um zu warten, bis ich zu Hause war. Ich war nach der langen Fahrt und den Pleiten, Pech und Pannen der deutschen Bahn total erledigt. Mama warf mir einen Blick zu.

»Holst du bitte die Luftmatratze aus dem Keller? Die Pumpe müsste dort auch irgendwo rumstehen«, sagte sie an mich gewandt. Ich verkniff mir ein genervtes Aufseufzen und ein dazugehöriges Augenrollen und drehte mich wortlos um. Eigentlich war mir jetzt ganz und gar nicht danach, die Matratze zu holen und aufzupumpen, aber da ich insgeheim schon beschlossen hatte, dass Raphael als mein Gast auf dem Bett schlafen würde, musste ich mir zwangsläufig einen Ersatz besorgen, wenn ich nicht auf hartem Boden pennen wollte. Ich verließ den Raum und schloss die Tür hinter mir, damit die Kälte des Flurs nicht in Küche und Wohnzimmer zog. Dann trottete ich die Treppe in den Keller hinunter und durchsuchte die Räume nach der dummen Matratze. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis ich sie in einer Ecke ausmachte und hervorzog. Die Pumpe befand sich glücklicherweise direkt daneben.

Ich schleifte beides wieder nach oben und visierte mein altes Zimmer an. Mama und Raphael standen bereits darin. Mein Bett war schon bezogen — Mama hatte wirklich einen fetten Dank verdient — und sie hielt einen zweiten Satz Bettwäsche, Bettdecke und Kissen in den Händen. Raphael schaute sich neugierig im Raum um, in dem gar nicht mehr so viel von mir übrig war. Das meiste hatte ich mitgenommen. Meine Mutter gab mir das Bettzeug.

»Na gut«, meinte sie dann. Sie gähnte herzhaft und hielt sich die Hand vor den Mund. »Ich gehe schlafen. Gute Nacht.«

Sie gab mir einen Kuss auf die Wange.

»Nacht«, murmelte ich. Raphael nickte kurz.

»Gute Nacht, Frau Rohlfing«, sagte er. Mama lächelte müde, dann verließ sie das Zimmer und schloss die Tür leise hinter sich. Ich hatte unsere Koffer vorhin schon nach

oben gebracht und sie hier abgestellt. Zum Glück war mein altes Zimmer groß genug, dass Raphael und ich genügend Platz hatten. Ich legte die Bettwäsche auf dem Schreibtischstuhl ab.

Dann machte ich mich daran, die Matratze auseinanderzuklamüsern.

»Lass mich das machen«, meinte Raphael dann und griff nach der Pumpe. »Wenn ich schon drauf schlafe—«

»Du schläfst auf dem Bett«, fuhr ich ihm dazwischen und versuchte es endgültig klingen zu lassen. Das hatte ich wohl geschafft, denn Raphael sah mich groß an. Er sah aus, als wollte er etwas sagen, doch dann stellte er die Pumpe nur wieder ab und setzte sich auf das Bett, während ich das Ventil der Matratze fand und die Pumpe anschloss.

Leider war die Pumpe nicht automatisch. Ich stellte mich hin, trat mit dem Fuß auf das Pedal und begann mit pumpenden Bewegungen Luft in die Matratze zu befördern. Ich hasste es. Es war so eine monotone Angelegenheit und es schien ewig zu dauern, bis endlich genug Luft drin war. Raphael war zwischenzeitlich im Bad gewesen und kam rein, als ich gerade damit fertig wurde, mein Bettzeug zu beziehen.

Als ich aus dem Bad zurückkam, saß Raphael im Schneidersitz auf dem Bett, in einer knielangen, weiten Shorts und eine rotem, ebenso weiten T-Shirt. Er hatte ein gelbes, hölzernes Jojo in der Hand und wickelte gerade die Schnur wieder auf. Ich ließ meine Klamotten in einem Knäuel am Fußende der Matratze fallen; ich hatte mich im Bad schon umgezogen.

»Du hast ein Jojo«, stellte ich stumpfsinnig fest und betrachtete das kleine Spielzeug in seiner Hand. Raphael grinste ertappt.

»Ja«, meinte er dann und kratzte sich mit der freien Hand am Hinterkopf. »Ist so ein Tick von mir. Meistens ist es eine Art Beschäftigungstherapie, wenn ich nichts zu tun habe, und manchmal lenkt es mich ein bisschen von meinen Gedanken und so ab, wenn ich gerade wieder Stimmungstiefen habe.«

»Stimmungstiefen«, echote ich dumpf.

»Wegen meiner Eltern«, antwortete Raphael schnell. »Wenn ich an sie denke, dann ... na ja, ich hab es noch nicht vollständig verarbeitet ...«

Er hatte den Kopf gesenkt und betrachtete sein Jojo kurz, ehe er es losließ. Die Schnur fing es auf, es drehte sich kurz und kam dann zurück in seine Hand. Ich schlug meine Decke zurück und setzte mich langsam auf die Matratze. Da war es wieder, dieses kalte, unangenehme Gefühl und das Wissen, dass ich Raphael schon wieder mehr oder minder dazu getrieben hatte, über seine Eltern zu sprechen.

»Du musst nicht über deine Eltern sprechen, wenn du nicht möchtest«, sagte ich leise. Raphael hob den Kopf und schaute mich an. Als ich seinem Blick begegnete, konnte ich sehen, etwas sehen, dass er mir vorher noch nie gezeigt hatte: etwas tief

Verletztes. Ich konnte mir vermutlich nicht einmal ansatzweise vorstellen, wie es für ihn sein musste. Sein erstes Weihnachten ohne seine Familie, bei mir und meinen Eltern, und er als mehr oder minder Fremder in diesem Haus, mit Leuten, die er nicht kannte ...

Raphael fing sein Jojo wieder auf, zog sich die kleine Schlaufe vom Finger und legte das Spielzeug weg. Er saß immer noch im Schneidersitz da, doch dann schob auch er die Decke zurück und legte sich bäuchlings hin. Ich löschte das Licht, bevor ich mich selbst hinlegte und die Decke über mich zog.

»Deine Mutter sah vorhin ziemlich ... verärgert aus, als ihr geredet habt«, meinte Raphael dann durch die Dunkelheit. Ich konnte nur die Kontur von ihm im Dunkeln erkennen. Na wunderbar, er hatte es gemerkt, aber irgendwie wunderte es mich nicht. Unauffälliger hätte meine Mutter mich auch gar nicht zu einem Gespräch unter vier Augen zitieren können und Raphael war auch nicht so stumpfsinnig, dass er es nicht bemerkt hätte. »Ist es wegen mir?«

Ich seufzte tief. Das schien ihm Antwort genug zu sein.

»Du hast ihr nicht gesagt, dass du mich mitbringst, oder?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Ich seufzte wieder. Wie sollte ich ihm das erklären, ohne ihm das Gefühl zu geben, dass er hier unerwünscht war? Das war definitiv keine Aufgabe für mich. Meine Augen hatten sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnt und nun konnte ich sein Gesicht erkennen. Er schaute mich an, das Gesicht lag auf seinen verschränkten Armen und die Decke bedeckte die Hälfte seines Rückens.

»Meine Mutter ist ziemlich pingelig, was das angeht«, erwiderte ich schließlich. »Weihnachten ist ein Familienfest, deswegen hat sie es nicht gern, wenn jemand, der nicht wirklich zum engsten Kreis der Vertrauten gehört, mitfeiert. Und ich wusste, dass sie nein sagen würde, wenn ich sie gefragt hätte. Es tut mir wirklich Leid, wenn du dich ... na ja, dass es so gelaufen ist. Sie wird sich schon wieder einkriegen. Ich möchte nur nicht, dass du denkst, dass du unwillkommen bist. Mein Vater sieht das nicht so eng und für Lydia ist die Hauptsache, dass ich da bin. Ich denke nicht, dass die beiden etwas dagegen haben werden, dass du hier bist.«

»Und was hast du deiner Mutter erzählt, weswegen ich mitgekommen bin, anstatt Weihnachten bei meiner Familie zu verbringen?«, fragte er. Ich wunderte mich nicht, dass er danach fragte. Es war klar, dass Mama danach gefragt hatte; Raphael konnte eins und eins zusammenzählen.

Ich grinste. »Ich hab ihr gesagt, dass ich dich so toll finde, dass es ich es keine zwei Wochen ohne dich ausgehalten hätte und ich dich deswegen mehr oder minder mitgeschleift habe.«

Ein kleines Lächeln umspielte Raphaels Lippen. »Und, hätte sie es dir abgekauft, wenn du ihr das wirklich gesagt hättest?«

»Ich glaube nicht«, sagte ich gähnend, bevor ich mich auf den Bauch drehte und mein Kissen umarmte. Die Matratze war angenehm weich, das Liegen tat wirklich gut. Die Bahnfahrten zu Weihnachten waren sowieso jedes Jahr katastrophal, ich war jedes Mal froh, wenn ich überhaupt am Tag des Reiseantritts auch bei meinen Eltern ankam, und nicht erst zwei Tage später. Und immer, wenn ich dann mal zu Hause war, war ich total im Eimer und wollte nur schlafen.

Raphael sagte nichts weiter dazu, und erst, als ich schon stark am Wegdämmern war, kam seine Antwort.

»Schade.«

Ich war eigentlich viel zu benebelt, um noch wirklich klare Gedanken fassen zu können, aber ein kleiner Teil meines Hirns flackerte für einen Moment wie ein blinkendes Warnlicht auf. Dieses eine kleine Wort, diese Erwiderung auf meine Antwort ... das war ...

Trübes Licht fiel in mein Zimmer, als ich die Augen blinzeln öffnete. Der Schlaf wich aus meinem Kopf und aus meinem Körper, gähnend streckte ich mich unter der Decke und drehte mich von der Seite auf den Rücken. Ich warf einen Blick auf das Bett neben mir, aber es war leer. Raphael war offensichtlich schon wach. Träge hob ich den Kopf und griff nach dem Wecker, der auf dem Nachttisch am Matratzenkopf stand. Es war beinahe halb zwölf. Ich stellte den Wecker weg und ließ mich zurück ins Kissen sinken. Warum hatte Raphael mich nicht geweckt, als er aufgestanden war? Aber vielleicht war er auch erst seit ein paar Minuten wach ...

Ich schlug die Decke zurück, hievte mich ächzend von der Matratze und streckte mich anschließend erneut. Schnell kramte ich mir ein paar frische Klamotten aus dem Koffer zusammen und ging ins Bad. Als ich danach die Treppen hinunter ging, konnte ich Stimmen aus dem Wohnzimmer hören. Ich schauderte kurz bei der Kälte im Flur. Anhand der Schuhe im Flur konnte ich ausmachen, dass mein Vater auch wieder da war.

Als ich die Tür öffnete, fiel mein Blick als erstes direkt auf den Esstisch, der gegenüber der Tür im Erker stand. Am Tisch saßen Lydia und Raphael, ein Schachbrett zwischen sich, mit immer noch relativ zahlreichen Figuren drauf, und sahen beide so konzentriert aus, dass ich mich fragte, ob sie ihre Umgebung überhaupt noch wahrnahmen. Dass Lydia mit Raphael Schach spielte, schien mir ein gutes Zeichen zu sein.

»Ich habe nicht vor halb eins mit dir gerechnet, Sohn«, sagte mein Vater neben mir und schlug mir mit der Hand aufs Schulterblatt. Er grinste mich breit an und ich verdrehte nur genervt-amüsiert das Gesicht. Mein Gott, ich hatte Ferien, da war ausschlafen doch wohl keine Straftat. Ich bekam jedes Mal solche Sprüche zu hören, wenn ich Daheim war, und mittlerweile hatte ich mich mehr oder minder daran gewöhnt, aber mein Vater schien auch nicht müde zu werden, mich jedes Mal aufs

Neue damit aufzuziehen.

»Bitte verzeih, dass ich deine Erwartungen nicht erfülle, Vater«, meinte ich trocken. Papa lachte so laut los, dass Lydia und Raphael gleichzeitig die Köpfe hoben, um uns anzusehen. Lydias Gesicht hellte auf, als sie mich sah. Offenbar war sie wirklich so sehr ins Spiel versunken gewesen, dass sie meine Anwesenheit nicht bemerkt hatte. Das war nicht unüblich. Sie schaute mich freudestrahlend an, bevor sie aufsprang und mich umarmte. Noch immer fühlte sie sich zierlich in meinen Armen an. Ihre Haare kitzelten mein Gesicht.

»Na, Schwesterlein, wie geht es dir?«, fragte ich sie, als sie mich wieder losließ.

»Raphael spielt viel besser Schach als du«, war Lydias Antwort. Sie grinste mich an, doch der Ton ihrer Stimme war tadelnd. Wann immer ich gegen sie Schach spielte — und ich musste wohl erwähnen, dass ich kein sehr guter Spieler war — verlor ich gegen sie. Haushoch. »Du solltest ab jetzt mit ihm üben, oder ihn immer mitbringen, wenn du uns besuchen kommst.«

Papa, der in die Küche weitergezogen war, lachte wieder lautstark los. Ja, mein Vater hat ein sehr markantes, sehr lautes und einmaliges Lachen. Wenn er lacht, dann übertönt er alle und alles andere.

Lydia setzte sich wieder zu Raphael an den Tisch und ich ließ mich auf den freien Stuhl neben ihr nieder. »Wer gewinnt?«

»Ich«, sagte Lydia mit einem Leuchten in den Augen. Das war ja nichts Neues. »Aber Raphael hat eben das erste Spiel gewonnen.«

Ich starrte Raphael erstaunt an. Lydia im Schach zu schlagen war eindeutig ein schwieriges Unterfangen. Ich konnte nicht einmal ansatzweise sagen, wie viele Züge sie voraus denken konnte. Und bis jetzt hatte Papa, der auch ein wirklich guter Schachspieler war, von den hunderten von Malen, die er schon gegen Lydia gespielt hatte, nur eine handvoll Partien gewonnen. Dass Raphael dies gleich auf Anhieb gelang, grenzte fast an ein Wunder.

»Ja, er spielt sehr defensiv«, sinnierte Lydia konzentriert und ließ ihren Blick aufmerksam über das Schachbrett wandern. »Er wartet, bis sich eine gute Gelegenheit auftut und dann erst wird er offensiv. Aber er ist nicht gut genug ...«

Lydia griff nach ihrem Springer und setzte ihn. »Schach.«

Raphael hatte während ihrer Ausführungen leicht gegrinst. »Sie hat mich durchschaut«, gab er dann zu, während er mir einen kurzen Blick zuwarf. Dann verschob er seinen König. Lydia setzte ihren Läufer ziemlich schnell.

»Schachmatt«, sagte sie triumphierend und hob grinsend den Kopf. Sie schaute von Raphael zu mir. Ich musste lächeln. Schach war ihr Lieblingsspiel, sie konnte Stunden damit verbringen. Wenn sie gerade niemanden hatte, der mit ihr spielte, dann trat sie Partien gegen sich selbst an und die konnten dann auch mal einige Stunden Zeit in

Anspruch nehmen.

Lydia verlangte nach einer weiteren Partie, weil es nach ihren Angaben unentschieden stand — Raphael und Lydia hatten zwei Runden gespielt — allerdings unterband Mama das und begann den Tisch fürs Mittagessen zu decken.

Raphael schien sich mit jedem Tag beliebter bei meiner Mutter zu machen. Ich hatte keine Ahnung, wie er das schaffte, aber vielleicht war es seine ruhige, angenehm zurückhaltende, aber doch charmante Art. Er erklärte sich bereit, einen Tag vor Heiligabend das Mittagessen mit mir zusammen zu kochen, er spielte mit Lydia Schach und dieses Ich-packe-meinen-Koffer-und-nehme-mit-Spiel, in dem sie mindestens genauso unschlagbar war wie im Schach. Raphael wahrte Distanz zu Lydia und er passte auf, dass er niemals alleine mit ihr in einem Zimmer war. Lydia hatte sich zwar an seine ständige Anwesenheit gewöhnt, aber Raphael war trotzdem fremd für sie, und sie bekam Anfälle, wenn sie allein mit einer fremden Person in einem Raum war, völlig unabhängig davon, ob es in einem öffentlichen Gebäude war oder zu Hause. Berührungen mit Fremden konnte sie ebenso wenig ertragen. Es beeindruckte mich, wie souverän Raphael den Umgang mit meiner Schwester meisterte. Den meisten fiel es ziemlich schwer, manche nahmen Lydia auch gar nicht ernst, weil sie sich nicht vorstellen konnten, dass eine Berührung so schrecklich für sie war.

»Erregungen werden bei einer saltatorischen Erregungsleitung mit über hundert Meter pro Sekunde entlang des Axons weitergeleitet«, sagte Lydia, nachdem Raphael beim Mittag erzählt hatte, dass er Medizin studierte. »Bei kontinuierlicher Erregungsleitung sind es höchstens dreißig Meter pro Sekunde.«

Ich wunderte mich schon nicht mehr, dass Lydia solche Dinge wusste. Aber Raphael schien schwer beeindruckt.

»Woher weiß sie das?«, fragte er mich, als wir nach dem Mittagessen rauf aufs Zimmer gingen, um uns irgendeinen Film anzusehen. Ich zuckte die Schultern.

»Sie liest Fachbücher und Fachzeitschriften und so«, erwiderte ich. »Wahrscheinlich weiß sie noch viel mehr. Nicht nur über Medizin. Lydia kann sich solche Sachen ziemlich gut merken. Sie saugt es auf wie ein Schwamm. Manchmal fängt sie völlig zusammenhanglos an, über die Relativitätstheorie von Einstein zu reden, oder sie erzählt dir etwas über die Zusammensetzung vom Saturn oder so.«

»Krass«, meinte Raphael beeindruckt und strich sich durch die Haare. »Sie wirkt gar nicht so, als wäre sie ...«

»Krank?«, fragte ich und warf ihm einen Blick zu. Raphael schüttelte kurz den Kopf, als wir das Zimmer betraten.

»Na ja, bis auf dieses ... außerordentliche Wissen ... wie soll ich sagen? Wenn du mir nicht vorher erzählt hättest, dass sie autistisch ist, dann würde ich es vielleicht gar nicht merken oder, sagen wir, von ihrem Verhalten nicht auf eine psychische Krankheit schließen«, erklärte er dann und setzte sich aufs Bett. Ich musste ein kleines bisschen grinsen.

»Es gibt extremere Autismus-Fälle. Lydia kann mit ihr unbekannten Personen ganz gut auskommen, wenn jemand von uns dabei ist, aber Körperkontakt, Blickkontakt und eben Alleinsein, das geht gar nicht«, sagte ich nachdenklich.

»Was passiert denn, wenn jemand sie versehentlich oder zufällig berührt oder sie allein mit jemandem ist, den sie nicht kennt?«, wollte Raphael wissen, während er die Beine zum Schneidersitz überkreuzte. Ich dachte an die Episoden zurück, in denen solche Fälle aufgetreten waren. Das waren heftige Momente, zum Teil, in denen meine Schwester so außer sich war, dass ich sie beinahe nicht erkannt hätte.

»Zufälliger oder versehentlicher Körperkontakt ist eine Sache«, begann ich langsam. »Dann geht sie normalerweise einfach sofort duschen, weil sie denkt ... na ja, sie wäscht es sozusagen ab. Sie bemerkt schon den Unterschied, zwischen einer unbeabsichtigten und einer willkürlichen Berührung. So wie du und ich auch. Wenn jemand sie willkürlich anfasst, dann ... tickt sie aus.«

Ich hielt kurz inne und dachte an ihren schlimmsten Anfall zurück, damals, als ein damaliger Freund von mir zu Besuch war. Es war schon eine ganze Weile her. Ich hatte ihn zum ersten Mal mit zu mir eingeladen und ich hatte ihm von Lydia erzählt. Er hatte mich ziemlich eigenartig angesehen, als ich ihm erklärt hatte, er solle Lydia nicht anfassen, weil sie damit nicht umgehen konnte. Doch er hatte eingewilligt. Darauf hatte ich aufgebaut. Aber er hatte sich nicht daran gehalten. Er hatte es ausprobieren wollen, wollte sehen, wie sie reagierte und ob es für sie wirklich so schrecklich war, wie ich gesagt hatte. Es war keine einfache Berührung gewesen. Er hatte nicht einfach nur über ihren Arm oder ihre Schulter gestrichen oder ihre Hand geschüttelt, nein, er hatte sie am Oberarm gepackt und festgehalten.

Und Lydia hat geschrien. Sie war völlig außer sich, wie weggetreten, und beinahe unerreichbar. Sie hat sich gewunden, um sich geschlagen, sich die Seele aus dem Leib gebrüllt, total von Sinnen. Beruhigende Worte hatten nichts gebracht, am Ende musste ich sie bäuchlings gegen den Boden drücken und mich auf ihre Beine setzen, um sie festzuhalten, damit sie nicht weiter wütete. Mama hatte den Rettungsdienst gerufen und Lydia hatte ein Beruhigungsmittel bekommen, erst danach konnte sie endlich zur Ruhe kommen. Durch Medikamente.

Nach dieser Aktion hatte ich nur noch einmal Kontakt zu besagtem Freund. Ich hatte mir seine Erklärung angehört. Er hatte es nicht so ernst genommen und hatte sich sehr über Lydias Anfall amüsiert, wie »krass die doch abgegangen« wäre. Nach diesem Vorfall war ich immer sehr vorsichtig gewesen, wenn es darum ging, jemanden mit nach Hause zu nehmen, weswegen ich so gut wie nie Besuch von Freunden hatte. Wenn ich Geburtstag mit meinen Leuten feierte, dann nie zu Hause. Gemeinsames Lernen nur bei jemand anderem daheim, Partys schmiss ich nicht, DVD-Abende ebenso wenig. Ich wollte dieses Risiko nicht noch einmal eingehen. Zumal es sich natürlich schnell in meinem Jahrgang herumgesprochen hatte, dass meine Schwester eine »Irre« war.

Ich seufzte und konzentrierte mich wieder auf Raphael. »Es ist, als würde man bei ihr einen Schalter umlegen. Sie ist dann nicht mehr sie selbst. Sie schreit, sie schlägt, sie

kämpft. Und sie ist wirklich stark. Das sieht man ihr nicht an, aber wenn sie ... in diesem Zustand ist, da kann sie schon eine Menge anrichten. Dann kann man sie auch nur noch mit Betäubungsmitteln ruhig stellen.«

»Das klingt ziemlich übel«, murmelte Raphael leise. Ich nickte wortlos.

»Na ja, Blickkontakt ... sie schaut fremden Leuten einfach nicht in die Augen, aber wenn das doch mal passiert, dann schaut sie weg. Das ist nicht so dramatisch«, ergänzte ich schließlich. »Es dauert immer eine Weile, bis sie sich soweit an jemanden gewöhnt, dass sie den Augenkontakt halten kann oder dass ihr Berührungen dann ... na ja, nicht mehr so viel ausmachen. Wie bei Mimi damals ...«

»Lydia hat mit Mimi kein Problem?« Raphael klang erstaunlich überrascht, als er das fragte. Aufmerksam schaute er mich an. Ich fuhr mir durch die Haare, während ich mich fragte, weswegen er sich so darüber wunderte.

»Mimi und ich waren ziemlich lange zusammen. Irgendwann hab ich sie eben mit nach Hause gebracht und na ja, Mimi war schon immer sehr feinfühlig, was solche Dinge angeht. Sie studiert ja nicht umsonst soziale Arbeit. Sie hat immer aufgepasst, wenn sie hier war, und sie hat viel Zeit mit Lydia verbracht. Mimi hatte zwar nie denselben Status wie Mama, Papa oder ich, aber sie war eine der wenigen, die Lydia problemlos anfassen konnten«, erzählte ich schulterzuckend. Damals waren es sogar Mama und Papa gewesen, die mich davon überzeugt hatten, Mimi mal mitzubringen, nachdem ich so viel von ihr erzählt hatte. Aber ich hatte mir völlig umsonst Sorgen gemacht. Mimi hatte so eine besondere Art an sich auf Menschen zuzugehen, sie hatte ein Gespür für so was.

Heiligabend begann für mich mehr als nur peinlich. Ich war halbwegs früh aufgestanden, um für Raphael und mich Frühstück zu machen. Mama, Papa und Lydia waren zuerst zur Kirche gefahren und anschließend zum weihnachtlichen Mittagessen zu Freunden. Ich hatte mich bei diesem Tagesablauf schon vor Jahren ausgeklinkt. Das Krippenspiel interessierte mich einfach nicht die Bohne, und Mittagessen mit einem Haufen Mittvierziger war auch nicht das Wahre.

Ich ging nach oben, um Raphael Bescheid zu sagen, dass das Frühstück fertig war, und öffnete bedenkenlos meine Zimmertür.

Und da stand er, nur in Boxershorts bekleidet, den Kopf leicht zur Seite geneigt, während er sich einhändig die Haare mit dem Handtuch trocken rubbelte. Ich war fast hintenüber aus dem Zimmer gekippt, so unvermittelt traf mich dieser Anblick.

»... sorry«, murmelte ich kleinlaut, doch Raphael grinste nur.

»Macht doch nichts«, meinte er amüsiert, während er das Handtuch sorgfältig zusammenlegte und es über die Stuhllehne hängte, damit es trocknen konnte. »Ich bin gleich fertig.«

Ich nickte dumpf, während meine Augen wie angekleistert an ihm hingen. Eine sommerliche Bräune überzog seine Haut — ich fragte mich unweigerlich, wie er das

machte; ich war immer Bleich wie Kalk. Er wirkte athletisch, obwohl ich nicht sagen konnte, ob er regelmäßig Sport trieb. Raphaels Haare wirkten durch die Nässe hellbraun. Er fuhr sich mit einer Hand über Hals und Kinn, bevor er sich wieder an mich wandte. Ich gaffte ihn an wie ein Zootier, und ich betete inständig, dass ihm das nicht auffiel.

Raphael fing meinen Blick auf und hielt ihn für einige Augenblicke. Ich räusperte mich kurz. Vermutlich hielt er mich jetzt für einen perversen Spanner oder so.

»Sag mal, hast du Rasierschaum oder so was?«, wollte er dann wissen. »Meins ist leer und ich hab's nicht mehr geschafft, mir neues zu kaufen.«

Es dauerte ein bisschen, bis mein Hirn schaltete. »Äh. Ja, klar. Im Bad, rechts im Spiegelschrank.«

Er lächelte, dann ging er mit den Worten »Bin gleich unten« an mir vorbei und verschwand im Bad, um sich zu rasieren. Für einen kurzen Moment fragte ich mich, wie es sich wohl anfühlte ... sein Gesicht unter meiner Hand, die leichten Stoppeln und die warme Haut ...

Ich hielt mitten in dem Gedanken inne und strich mir selbst übers Gesicht. Wie soll es sich schon anfühlen, Adrian?, ermahnte ich mich dann selbst. Genauso wie deine behaarte Birne. Rasieren steht heute auch noch auf der Tagesordnung. Ich verdrehte die Augen. Am besten, ich erledigte das gleich nach dem Essen, damit Mama gar nicht erst auf die Idee kam, mich daran zu erinnern. Und überhaupt, was hatte ich eigentlich für Gedanken ...? Ich fing meine Reflektion in dem Spiegel auf, der seitlich neben der Tür stand, und betrachtete mich kurz darin. Rohlfing, das kommt von zu wenig Schlaf, sagte ich mir. Für acht Stunden und weniger bist du einfach nicht gemacht.

Zehn Minuten später kam Raphael angezogen und frisch rasiert in die Küche. Er wirkte munter und wach, zumindest kam mir das so vor. Ich hatte seine federnden Schritte und den leichtfüßigen Gang gehört, noch bevor er die Küche betrat. Seine Haare waren mittlerweile schon fast vollständig getrocknet.

»Hättest du mal was gesagt, dann hätte ich dir geholfen«, meinte er, als wir uns setzten. Ich winkte nur ab. Wir frühstückten ausgiebig und blieben selbst als wir fertig waren noch sitzen und unterhielten uns über die unterschiedlichsten Dinge. Gegen eins schob ich die Gans in den Ofen. Mama hatte einen Zettel dagelassen, auf dem sie mich darum bat, mit sämtlichen Angaben.

Raphael und ich überbrückten die Zeit bis zum Abend mit DVDs, Unterhaltungen und einem halbstündigem Vortrag von meinem Vater über diverse Panzermodelle. Lydia bekam zusätzlich eine weitere Schachpartie, diesmal mit mir, die ziemlich schnell mit einem Sieg für sie ausging. Raphael lachte mich ordentlich aus, weil Lydia es tatsächlich geschafft hatte, mich nach nur drei Zügen Matt zu setzen.

Es war ein ruhiger Abend, doch recht unspektakulär. Papa war ganz aus dem Häuschen, als er den Gutschein für die Panzerfahrt in den Händen hielt, was Mama mit einem reichlich entnervten Augenrollen bedachte. Lydia zeigte für jedes einzelne

ihrer Geschenke pure Begeisterung. Ich hatte für sie eine kleine Spieluhr mit einem sich drehenden, tanzenden Paar gekauft. Lydia liebte Spieluhren und lauschte jedes Mal, wenn sie irgendwo eine sah, der Melodie. Ich war eigentlich mehr oder minder nur durch Zufall über das besagte Stück gestolpert, als Christie mich auf der Suche nach Geschenken in ein Antiquariat geschleift hatte.

Für Raphael hatte ich in allerletzter Sekunde auch noch etwas besorgt — etwas vergleichbar sehr Unkreatives, aber auf die Schnelle war mir nichts anderes eingefallen: *Tron Legacy*, die Fortsetzung seines Lieblingsfilms, auf DVD. Raphael grinste mich schief an, als er die Disk auspackte.

»Ich hoffe du hast die DVD noch nicht«, meinte ich und runzelte nachdenklich die Stirn. Hoffentlich mochte er den Film überhaupt. Doch Raphael schaute mich amüsiert und offenbar sehr erfreut über meine Geste an, bevor er mir seinerseits ein Päckchen gab. Es war zylinderförmig und relativ lang, geschickt in milchigweißes Geschenkpapier eingepackt. Vorsichtig löste ich den Klebestreifen, bevor ich die runde Box hervorzog. Die Verpackung an sich war hellgrau und angeraut, ein weißer Deckel verschloss das obere Ende.

Ein eigenartiges Kribbeln machte sich in mir breit. Ich war eigentlich nicht davon ausgegangen, dass Raphael mir etwas schenken würde, aber dass er es entgegengesetzt meiner Erwartungen doch tat, freute mich mehr, als es vielleicht sollte. Ein kleines Stimmchen in meinem Kopf verlangte zu wissen, was es war, das Raphael mir da schenkte. Ich versuchte mich zu erinnern, was ich ihm von mir erzählt haben könnte, was ihn zu einem Geschenk bewegt hätte, doch mir fiel nichts ein. Möglicherweise hatte er auch einfach ins Blaue geraten.

Umsichtig entfernte ich den Deckel. Ich warf einen Blick in die Röhre. Es war ein Poster, so viel stand fest. Behutsam entnahm ich die Rolle ihrer Verpackung und entrollte das Papier bedächtig.

Als ich das Motiv sah, verschluckte ich mich fast an meiner eigenen Spucke. Ich starrte das Poster an, ließ meine Augen über die matte Oberfläche gleiten, nahm jeden Bildausschnitt in Augenschein und ließ es auf mich wirken.

Das Poster zeigte das Taj Mahal in frontaler Ansicht. Der Himmel ging von blau in sanftes Orange über und tauchte die weiße Fassade in Gold. Das majestätische Grabmal spiegelte sich in dem langen, schmalen Wasserbecken, das geradezu auf das Gebäude zulief.

Ich musste nicht lange darüber nachdenken, um zu wissen, dass das Bild aller Wahrscheinlichkeit nach eine Arbeit von Raphaels Mutter war. Fasziniert betrachtete ich das Foto und bewunderte die Farben, die exakte Spiegelung im Wasser und das golden wirkende Taj Mahal. Wieder spürte ich den kleinen Stich, der immer dann auftrat, wenn ich Fernweh bekam. Das Taj Mahal stand auf meiner Liste, der Dinge, die ich unbedingt mal mit eigenen Augen sehen wollte, ganz oben.

Nur mit Mühe löste ich den Blick von meinem Geschenk und schaute Raphael sprachlos an. Er lächelte zufrieden, als er meinen Augen begegnete. Mama warf einen

Blick über meine Schulter. Ich konnte ihre dunklen Locken an meiner Wange fühlen. Sie seufzte leise. Seit Mama in ihrer Studienzeit einmal in Indien gewesen war, hatte sie ihre Faszination für dieses Land niemals abgelegt. Ein bisschen hatte sich mich damit angesteckt, obwohl sich ihr Interesse weitaus breiter fächerte als meins. Sie wusste auch viel mehr als ich, kannte alle Bollywood-Filme, kannte sich in der Mythologie aus, schaute sich Reportagen an und las haufenweise Bücher. Im Gegensatz zu mir hatte sie das Taj Mahal tatsächlich schon einmal gesehen.

»Majestätisch, nicht wahr?«, murmelte sie hingerissen. Mama plante schon seit mindestens zwei Jahren noch einmal nach Indien zu fliegen, dort mit uns allen Urlaub zu machen. »Warst du schon mal in Indien, Raphael?«

»Einmal«, antwortete er. »Vor einem Jahr.«

Mama fing an, sich mit Raphael über ihre Zeit in Indien zu unterhalten, während Lydia sich zu mir setzte, um sich ebenfalls das Poster anzuschauen. Ich legte einen Arm um sie. Behutsam fuhr Lydia über die glatte Oberfläche und zeichnete mit ihren Fingern das Taj Mahal nach.

»Das Taj Mahal«, sagte sie dann ruhig. Papa rückte mittlerweile auch näher heran, um mein Geschenk zu begutachten. »Ein Grabmal in Agra, es zählt zu den neuen Weltwundern. Der Mogul-Kaiser Shajahan ließ es für seine früh verstorbene Hauptfrau Mumtaz-i Mahal bauen. Die Bauzeit dauerte achtzehn Jahre und Legenden zufolge wurde den am Bau Beteiligten eine Hand abgehackt und die Architekten wurden hingerichtet, damit sie ein ähnliches Werk nicht noch einmal nachbauen könnten.«

Lydia holte tief Luft. Es beruhigte sie, wenn sie etwas zu Dingen erzählen konnte, die sie sah. »Das Taj Mahal steht nicht im Zentrum des Parks, was unüblich für persische Grabmäler ist. Aber es heißt, dass Shajahan ein schwarzes Taj Mahal auf der anderen Seite des Flusses für sich selbst errichten lassen wollte, beide Grabmäler zusammen hätten dann aber den Mittelpunkt des Geländes ergeben.«

Ich gab Lydia einen Kuss aufs Haar. »Du bist ein wandelndes Lexikon«, sagte ich mit einem Lächeln zu ihr. Lydia schaute mich an, ein feines Lächeln lag auch auf ihren Lippen.

Später am Abend, als ich gerade das Zimmer betrat, saß Raphael auf dem Bett, seinen Laptop auf dem Schoß. Mir war wieder eingefallen, wie er vielleicht auf die Idee mit dem Poster vom Taj Mahal gekommen sein könnte. Als ich die Tür hinter mir schloss, klappte Raphael das Notebook zu und legte es beiseite.

»Wie bist du auf die Idee mit dem Taj Mahal gekommen?«, fragte ich trotzdem nach, nur, um sicherzugehen. Ich legte meine Klamotten auf den Stuhl, bevor ich mich daran machte, Luft in die Matratze nachzupumpen.

»Du hast mal erwähnt, dass du es gern mal sehen würdest«, erwiderte Raphael nachdenklich. »Und dass du gern mal Indien bereisen würdest. Na ja.«

»Dass du dich noch daran erinnerst«, meinte ich erstaunt. »Ich hab das vielleicht mal in einem Nebensatz fallen lassen.«

Raphael grinste und zuckte die Achseln. »Ich höre eben zu.«

Ich warf ihm einen Blick zu. Er hatte es fast wie eine Provokation klingen lassen, der Ausdruck in seinem Gesicht war neckend. Ich musste mir ein Feixen verkneifen.

»Es sieht toll aus«, sagte ich schließlich. »Danke.«

»Ich hab es nur zur Entwicklung in Auftrag gegeben«, erklärte Raphael. Das Grinsen war aus seinem Gesicht verschwunden, stattdessen sah er wieder ziemlich geknickt aus. »Meine Mutter hat das Foto gemacht, als wir da waren. Ihr gebührt der Dank.«

Ich löste die Pumpe von der Matratze, schloss das Ventil und setzte mich schließlich. Ich hatte keine Ahnung, was ich hätte tun können, um ihn ein wenig aufzuheitern. Das Bild war vor einem Jahr entstanden, das war noch nicht sehr lange her. Und es musste kurz vor ihrem ... Ableben geschehen sein.

»Du musst nicht ...«, setzte ich wieder an, aber Raphael schüttelte den Kopf. Er betrachtete seine Hände, als sähe er sie zum ersten Mal.

»Nein, schon gut«, unterbrach er mich ruhig. Er klang gefasst, aber trotzdem irgendwie ... verletzt. »Meine Therapeutin sagt, dass es gut ist, wenn ich darüber rede. Es würde mir helfen, diese ganze Sache besser zu verarbeiten und so.«

Ich stutzte. Therapeutin? Raphael schaute mich an. Ein schwaches, kleines Grinsen umspielte seine Lippen. Offensichtlich sah man mir meine Verwirrung an.

»Ich bin in psychotherapeutischer Behandlung deswegen«, erklärte Raphael langsam. »Noch nicht sehr lange. Anfangs dachte ich noch, dass ich das selbst irgendwie schaffe, aber ... na ja, irgendwann ging es nicht mehr und ich dachte, es könnte helfen.«

»Tut es das?«

Raphael lächelte leicht. »Es ist besser geworden.«

Ich nickte nur. Was sollte ich sagen? Was sagte man in solchen Situationen? Ich hatte nicht einmal davon geträumt, dass Raphael mich mal so nah an sich heranlassen würde, dass er mir so private Geständnisse offenbarte. Ein bemerkenswert großer Teil von mir war ziemlich glücklich über diese Art der Entwicklung, ein anderer Teil war gerade ziemlich überfordert. Ich hatte keinen blassen Schimmer, was man in solchen Momenten sagte oder tat.

»Ich studieren wegen meiner Eltern Medizin«, sagte Raphael nach einer Weile. »Ich saß in einer Germanistik-Vorlesung, kurz, nachdem sie gestorben sind, und hab mich auf einmal gefragt, wem dieses ganze Zeug eigentlich nützt. Germanistik erschien mir auf einmal einfach so ... sinnlos. Also hab ich abgebrochen und mich für Medizin

beworben.«

Das klang nachvollziehbar. Zumindest für meine Ohren. Ich konnte nur nicht sagen, ob ich es geschafft hätte, einfach nahtlos mit dem Studium weiterzumachen, wenn meine Eltern gestorben wären. Vermutlich hätte ich mir eher eine Auszeit gegönnt, um mich zu fangen und zu sammeln und mich wieder einigermaßen auszuloten.

Und dann fiel es mir auf einmal wie Schuppen von den Augen. »Dass du keinen Alkohol trinkst, hat das auch mit deinen Eltern zu tun?«

Raphael brachte ein Lächeln zustande und nickte bedächtig. Die Frage danach, was passiert war, brannte regelrecht auf meiner Zunge, aber ich beherrschte mich. Er seufzte sehr tief und bedeckte dann die Augen mit einer Hand. Seine gesamte Haltung wirkte eingekauert, geknickt, traurig. Es wühlte ihn offensichtlich immer noch sehr auf, darüber nachzudenken und auch zu sprechen.

»Es war ein Unfall«, begann er dann leise, ohne mich anzusehen. Ich machte die Nachttischlampe aus und das Zimmer wurde nur noch durch den Lichterbogen auf dem Fensterbrett erhellt. »Im Februar. Sie hatten den Abend bei Freunden verbracht und fuhren wieder nach Hause, als es passiert ist. Zwischen neun und zehn, wurde mir später gesagt. Die Polizisten haben mir im Nachhinein erklärt, wie es abgelaufen sein muss. Ihnen ist ein Geisterfahrer entgegengekommen. Mein Vater ist ... nach links ausgewichen, der Typ im anderen Auto hatte denselben Gedanken.«

Raphael holte tief Luft. »Sie sind ineinander gekracht. Mein Vater ist auf dem Weg ins Krankenhaus gestorben und meine Mutter ... sie haben sie operiert, aber die Schwellung im Hirn war zu groß. Sie haben sie für hirntot erklärt und ... na ja ... meine Mutter hat mich als diejenige Person eingetragen, die im Zweifelsfall entscheiden sollte, ob die Maschinen abgestellt werden sollen oder nicht. Eigentlich stand mein Vater an erster Stelle, aber ... ihn konnte man ja nicht mehr fragen.«

Raphael löste die Hand von seinem Gesicht und strich sich fahrig durchs Haar. Das Licht der Fensterdekoration warf eigenartig aussehende Schatten auf seine Züge. »Der andere Fahrer war irgendein junger Typ und ist, betrunken, wie er war, mit Daddys Auto gefahren. Er hat wie durch ein Wunder nur einen Beinbruch erlitten, nichts Ernstes. Nur die Karre war im Eimer.«

Ich schloss kurz die Augen. Solche Schreckensmeldungen hörte man nur im Radio oder im Fernsehen, man dachte nie, dass man es selbst mal erleben würde. Womit hatte jemand, der so vorsätzlich handelte, nur so viel Glück verdient? Mir war klar, dass mein Gedankengang ziemlich böse war, aber ich konnte mich dabei auch nicht schlecht fühlen. Wenn dieser Typ damals nicht betrunken gefahren wäre, dann wäre das alles nicht passiert und Raphael müsste sich jetzt nicht so mit diesem Verlust abmühen. Was hatte er wohl gedacht, als die Polizei ihm berichtet hatte, wie es zu dem Unfall gekommen war, und was hatte er gefühlt, als er erfahren hatte, dass es dem anderen Fahrer gut ging?

»Ich hab aufgehört Alkohol zu trinken, damit ich niemals auch nur die leiseste Versuchung habe, angetrunken oder betrunken zu fahren«, sagte er dann und sah

mich wieder an. »Die erste Zeit war die schlimmste. Meine Freunde und Bekannten haben ziemlich schnell davon erfahren, natürlich, und es hagelte von allen Seiten Beileidsbekundungen, alle haben ständig gefragt, wie es mir ging und wie ich mich fühle, immer diese Blicke, immer diese Vorsicht, als hätten sie Angst gehabt, ich würde jeden Augenblick einen Nervenzusammenbruch haben. Deswegen bin auch aus Berlin weg. Ich musste einfach weg in eine neue Stadt, ein mehr oder minder neues Leben aufbauen, mein Ich wiederfinden und neu erfinden. Ich musste weg von dort und irgendwo hin, wo niemand mich kannte, damit mich niemand mehr wehleidig ansah und wo ich nicht mehr der arme Junge war, der seine Eltern verloren hatte.«

So, wie er auf dem Weihnachtsmarkt gesagt hatte. Keine wehleidigen Blicke, keine tröstenden Worte, keine Samthandschuhe. Deswegen sprach er nicht über seine Eltern oder die Gründe, weswegen er Germanistik geschmissen und Medizin begonnen hatte. Er wollte einfach nicht noch durch andere an diesen Unfall erinnert werden.

Raphaels Augen musterten mich aufmerksam. Er erwartete von mir, dass ich mich zusammenriss und ihn ganz normal behandelte, als wären seine Eltern nicht tragisch ums Leben gekommen. Und ich würde mein Bestes geben, Raphael zuliebe. Das war das Mindeste, das ich tun konnte. Es musste auch so schon schwer genug für ihn sein.

Er seufzte wieder tief. »Keine Mitleidsbekundungen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Keine Mitleidsbekundungen.«

»Keine wehleidigen Blicke?«

»Negativ.«

»Keine Samthandschuhe?«

»Nope.«

»Danke, Adrian«, murmelte Raphael. Er wirkte ein wenig entspannter, ein erleichtertes Lächeln lag auf seinen Lippen, als er mich anschaute. »Danke, dass du meine Launen einfach hingenommen und nicht neugierig nachgefragt hast und dafür, dass du für mich gecoovert hast, und fürs Zuhören und ... danke schön, dass du mich mit zu deiner Familie genommen hast.«

»Keine Ursache«, erwiderte ich schließlich, aufmunternd lächelnd. »Jederzeit.«

tbc.